



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Brüggen, E. von der: Leo Taxil und der Kongreß von Trient im Jahre 1896

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Leo Taxil und der Kongreß von Trient im Jahre 1896



er Mann, der unter dem Namen Leo Taxil in den letzten Jahren so viel hat von sich reden machen, heißt eigentlich Gabriel Fogand und ist 1854 in Marseille geboren. Seine Erziehung erhielt er in einem Jesuitenkolleg bei Lyon und einer Schule in Marseille, und mit siebzehn Jahren begann er seine schriftstellerische Laufbahn in Paris an einem radikalen Blatte. Damals nahm er den Namen Leo Taxil an und warf sich in einen hitzigen Kampf für den Radikalismus in Zeitungen und Schriften, wobei er sich Kirche und Klerus zum hauptsächlichsten Gegner erkor. Zwischen 1880 und 1885 gründete er 281 Freidenkervereine mit 17000 Mitgliedern, gab ein eignes, diesen Zwecken gewidmetes Blatt heraus, schrieb zahlreiche giftige Kampfschriften, die ihn fortwährend in Prozesse und Strafen verwickelten, wurde 1881 Freimaurer, verließ aber den Orden in demselben Jahre wieder wegen Streitigkeiten und begann nun als gereifter Freibeuter und Schwindler seine unermüdlichen Raubzüge, indem er bald mit einer angeblich gegen ihn erlassenen Exkommunikationsbulle Leos XIII., bald als falscher Privatsekretär des Erzbischofs von Paris für sich Reklame machte, bald betrog und beschimpfte er den Klerus oder den Papst, bald die Sozialisten. So entwickelte er sein selbst für einen Südfrauzosen außerordentliches Talent für Schwindel und Intrigue.

Als er die im Jahre 1884 erschienene Bulle des Papstes gegen die Freimaurer las, beschloß er, diese als Unterlage für eine Mystifikation in großem Stil zu benutzen. Er zog sich von den bisherigen kirchenfeindlichen Verbindungen zurück, vollzog eine förmliche Bekehrung, sagte sich mit Abscheu von seinem frühern Thun los und erklärte sich in dem ultramontanen „Univers“ für einen reuigen Sünder. Die Liga, die er gegründet hatte, mit ihren 17000 Gliedern, schloß ihn nun freilich als „Schuft“ und Verräter aus, und der Vorsitzende nannte ihn mit Recht einen Komödianten; er irrte sich aber doch, denn Taxils Meinung war keineswegs, die kirchenfeindliche Sache zu verraten; er schlug nur andre Wege ein, die ihn zu den alten Zielen führen sollten: er war nach beiden Seiten hin Komödiant geworden. Der päpstliche Nuntius in Paris empfing den zerknirschten Bekenner und umarmte und segnete ihn unter Lossprechung

von allen kirchlichen Zensuren, dann folgten Beichte und Kommunion Ende 1885. Taxil war ein Paulus geworden.

Er begann nun sofort seine neue schriftstellerische Arbeit. Zunächst veröffentlichte er „Bekenntnisse eines ehemaligen Freidenkers,“ und zugleich begann er die Herausgabe eines vierbändigen Werkes unter dem Titel: „Vollständige Enthüllungen über die Freimaurerei.“ Beide Werke erschienen in Paris und bildeten die Grundlage zu dem nun zwölf Jahre lang andauernden Kampf gegen die Freimaurer, in dem Taxil allmählich zum anerkannten Feldherrn der römischen Kirche und fast wie ein Prophet und Heiliger verehrt ward. Der Kampf war von Leo XIII. in jenem Rundschreiben vom 20. April 1884 begonnen worden. Der katholischen Welt war darin eröffnet worden, daß das Menschengeschlecht in zwei feindliche Lager geteilt sei, das Reich Gottes auf Erden, verkörpert in der römischen Kirche, und das Reich des Satans. In dem Reiche des Satans sei im Laufe von anderthalb Jahrhunderten die Sekte der Freimaurer zu großer Macht gelangt und gehe jetzt darauf aus, die katholische Kirche zu vertilgen. Gegen diese im Finstern schleichende Sekte wurde die Menge der Gläubigen aufgerufen, die Bischöfe wurden aufgefordert, mit Exkommunikation aller Freimaurer, mit Einberufung von Kongressen und sonstigen Mitteln der Kirche den Kampf gegen die Freimaurer zu führen; und in diesem Kampfe beschloß der bisherige litterarische Freibeuter und das Haupt des Bundes der gottlosen französischen Freidenker eine Rolle zu spielen. Er stellte sich in den Dienst der Kirche, aber mit dem Ziele, sie zu Thorheiten zu treiben, die sie zuletzt vor aller Welt bloßstellen mußten. Er kämpfte auf der Seite Roms in verräterischer Weise gegen Rom. Er benutzte dazu Waffen, die er in dem uralten Arsenal des Papsttums in vollkommenster Form vorfand, nämlich Heuchelei und Aberglauben, und es zeigte sich, daß diese Waffen gleich gut gegen Rom gebraucht werden konnten, wie sie von jeher für und von Rom gebraucht worden waren.

Gleich in seinen „Bekenntnissen“ versuchte er die wunderbarsten Enthüllungen zu machen. Nach seiner Darstellung lehren die Freimaurer, der Gott der Katholiken sei nur ein böses Prinzip, ein heimtückischer, eifersüchtiger, grausamer Genius, ein überirdischer Tyrann, der Todfeind der menschlichen Wohlfahrt. Sein Widerpart dagegen, Lucifer, sei den Freimaurern der gute Genius, das weise und tugendhafte Prinzip, der Geist der Freiheit, der wahre Gott. Daher werde Lucifer auch in den Hochlogen als der große Weltenbaumeister und als höchstes Wesen verehrt. Die Freimaurerei sei also wesentlich Teufelskult.

Nun hat zwar schon Pius IX. in einem Rundschreiben vom Jahre 1873 von den Freimaurern gesagt, aus ihnen gehe die Synagoge des Satans hervor; aber die Enthüllungen Taxils gingen doch über solche allgemeine Reden hinaus, indem sie einen klaren Teufelskult bei den Freimaurern behaupteten und von

nun an diese Behauptung aus immer neuen und immer wunderbareren Beispielen zu beweisen suchten. In einem vierbändigen Werke, die „Drei-Punkte-Brüder,“ das französisch in 100 000 Exemplaren, dann in die deutsche und in andre Sprachen übersetzt erschien, wurden die Organisationen, Riten und Geheimnisse des Ordens, wie sie in der Phantasie Taxils entstanden waren, in aller Breite dargelegt. Gottlosigkeiten, Gemeinheiten, Niederträchtigkeiten aller Art, Verbrechen und Ränke erfüllten darnach das verborgne Dasein des Ordens, der „das persönliche Werk Satans, seine Religion, sein Kult sei,“ und worin Satan in direkter Verbindung mit den Häuptern des Ordens „bei der geheimnisvollen Leitung der Freimaurerei wirklich seine Hand im Spiel habe.“ Das Werk machte gewaltiges Aufsehen, und der deutsche Übersetzer, der Jesuitenpater Gruber, wünschte ihm auch in Deutschland eine weite Verbreitung „zu Nutz und Frommen des deutschen Volkes.“ Er wurde auch in seiner Hoffnung nicht getäuscht, wenn man von dem „Nutz und Frommen“ absieht. Ein katholisches Blatt jubelte: „Wenn von irgend einem Werke, so kann man von dem Werke Taxils sagen, daß es von der gesamten katholischen Presse Deutschlands, Österreichs und der Schweiz aufs wärmste in jeder Hinsicht empfohlen ist.“ Es folgten dann andre Werke: „Die Geheimnisse der Freimaurerei,“ „Die freimaurerischen Schwestern,“ „Giebt es Weiber in der Freimaurerei?“ — Bücher, in denen die Enthüllungen weiter ausgeführt wurden. Unflätige Gebräuche, alle Arten von Unzucht, rituelle Schändung der Hostie, Königsmord und Verrat an Volk und Fürst — kurz was an Verbrechen und Scheußlichkeit zur Hand war, das alles hatte Taxil bei den Kindern Lucifers erlebt oder von ihnen erfahren, und je mehr er Glauben fand mit seinen Erzählungen, um so freier arbeitete seine südfranzösische Phantasie. Dabei scheute er sich schon nicht mehr, seine freimaurerischen scheußlichen Gebräuche und Zeremonien so zu schildern, daß sie als Nachäffungen und Verhöhnungen katholischer Gebräuche und Zeremonien erkennbar waren. Bei den katholischen Fanatikern fand er nicht nur begeisterte Gläubige, sondern auch eine thatkräftige Gefolgschaft, die blindwütig mit den von ihm dargebotnen Waffen gegen Freimaurerei und Protestantismus losschlug. Man glaubte oder gab vor zu glauben, und Taxil wurde der Führer in dem durch die päpstliche Bulle von 1884 begonnenen Feldzuge gegen die Freimaurer. Man konnte freilich leicht wissen und wußte wohl auch, daß es keine Freimaurerinnen giebt; dennoch wurde ein Buch gern verbreitet, worin Taxil auf 386 Seiten die Zeremonien bei Aufnahme der Freimaurerinnen und deren Schandthaten schilderte. Man lobte und ehrte es, wenn Taxil versicherte, die Maurer wendeten sich in ihren Gebeten „unbestreitbar an Lucifer,“ wenn er solche Gebete anführte, wenn er von dem luciferischen Palladismus, von dem Mopsorden mit freier Liebe, dem Bahomet, dem Bock mit weiblicher Brust, einem Emblem Satans, und einer Masse schlüpfrigster, schmutzigster Gebräuche und Vorgänge fabelte, die er den

Freimaurern zuschob. Und die deutsche katholische Presse folgte, von der Germania an, dem Organ des eifrigsten Taxilknapen Pater Gruber, bis auf gewisse historisch-politische Blätter mit Herrn Majunke und das Heer der Kleinen herab, der Führung Taxils gegen den Protestantismus. Wenn sich auch nicht alle hinreißen ließen zu solchem Herentanz, wie Gruber und seinesgleichen, so scheint doch der Verfasser des Buches, dem wir hier folgen,*) nicht weit von dem richtigen Urteil zu sein, wenn er behauptet: „alle katholischen Blätter wußten sich in treuer Gefolgschaft der päpstlichen Encyklika von 1884 und betrachteten Leo Taxil als ihren Fahnenführer beim Kreuzzuge gegen das in den Logen verkörperte Satansreich.“

Die Geschäfte mit dem vierbändigen Enthüllungswerk über die Freimaurer gingen so gut, daß Taxil das Unternehmen ausdehnte, indem er sich mit einem Manne von ähnlicher Gesinnung und Phantasie verband, dem Rheinländer und Schwager des Verlegers der Kölnischen Volkszeitung, Dr. Karl Hacks, der unter dem Namen Dr. Bataille dem Unternehmen neuen Ruhm brachte. Von 1892 bis 1894 erschien in Lieferungen der „Teufel im neunzehnten Jahrhundert,“ zwei Bände von 1924 Seiten. Hacks hielt sich darin an den vom Papst in der Encyklika von 1884 festgestellten Dualismus, das päpstliche Gottesreich und das Satansreich, und machte zu Trägerinnen der beiden feindlichen Prinzipien zwei Weibergestalten, Miß Vaughan und Sophie Walder. „Ohne festen Zusammenhang ziehen Teufelsbeschwörungen und Verzauberungen, Komplotte und Mordmorde, Hosiendurchbohrungen und Ausschweifungen, politische Intriguen und katholische Religionsübungen an unsern Augen vorüber. Der Kriegekruch des Papstes zum Kampf gegen den Höllensfürsten wird nach allen Richtungen und in den wunderlichsten Variationen persifliert, und unter den tiefsten Bücklingen vor der päpstlichen Unfehlbarkeit verfallen die Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche durch massive Anpreisung der Lächerlichkeit.“

„Alles das — sagte Hacks selber später im Jahre 1896 — war der reine Schwindel. Als die gegen die Freimaurer als Verbündete Satans gerichtete Encyklika Humanum genus erschien, kam ich auf den Gedanken, daß dies ein richtiger Stoff sei, um aus der bekannten Leichtgläubigkeit und unergündlichen Dummheit der Katholiken Geld zu schlagen. Die Katholiken verschlangen das Ganze ohne jede Schwierigkeit. Die Einfalt dieser Leute ist so groß, daß, wenn ich ihnen heute sagte, ich hätte sie nur zum besten gehalten, sie sich weigern würden, mir das zu glauben. Manchmal, wenn ich eine unglaubliche Geschichte auf's Tapet brachte, sagten mir meine Mitarbeiter, denen vor Lachen die Thränen in den Augen standen: Teuerster, Sie gehen zu weit! Sie verderben uns den ganzen Spaß! Ich antwortete ihnen: Pah! Lassen

*) Leo XIII. und der Satanskult, von Dr. J. Meiß. Berlin, S. Walthers, 1897.

Sie mich nur gewähren! Das wird schon gehen. Und es ging in der That. Mir fiel im allgemeinen die Aufgabe zu, die Geschichte zuzurichten. Leo Taxil oder ein anderer gab mir irgend einen Stoff, der im Grunde auf Wahrheit beruhen mochte. Ich übernahm es, die Sache nach dem Muster Jules Vernes aufzuputzen."

Hacks war Arzt und hatte weite Reisen gemacht. Das kam ihm bei den Fabeleien zu statten, die er aus allen Weltteilen aufstischte. Er hatte in Charleston den Hohenpriester des Palladismus oder Satanskults, Albert Pike, kennen gelernt; er hatte alle berühmten Freimaurer der Welt kennen gelernt und war in die höchsten Ämter des Palladismus eingeweiht worden; er hatte in den englischen Kolonien die Engländer als verkappte Luciferianer kennen gelernt: ihre Weiber und Mädchen sind „Ausbunde der Gottlosigkeit und des Lasters, absolut infernal und Teufelinnen.“ In einer Kirche in Singapore hat er Embleme und Zubehör des Satanskults gesehen. In Gibraltar hat er Höhlen gefunden, wo die Teufel Stoffe für Epidemien bereiten unter Leitung des Direktors Tubalkain. Der Satanspapst Pike steht durch ein teuflisches Telephon von Washington aus mit den großen Direktoren des Kultus in Europa und in Amerika in Verbindung. Pike kann mit Hilfe eines magischen Armbandes den Lucifer jederzeit zitiren. Er macht mit Lucifer große Reisen durch die Luft. Sophie Walder legt sich eine Schlange um den Hals und küßt sie, worauf der Schwanz der Schlange auf ihren Rücken die Antwort auf Fragen schreibt, die vorher mit einem Zauberring auf die Brust der Walder gezeichnet worden. Auch in London wird durch Teufelei ein Tisch zur Zimmerdecke gehoben und in ein Krokodil verwandelt, das sich ans Klavier setzt, fremdartige Melodien spielt und die Hausfrau durch ausdrucksvolle Blicke in Verlegenheit setzt. So geht es weiter. Das alles sind ja nur harmlose Schnurren; aber sie wurden geglaubt und dadurch ernsthaft. Chorherr Mustel von Avranches trat in der Revue Catholique de Coutance im Jahre 1893 für ihre Wahrheit in die Schranken: „Was durch sichere Dokumente, durch authentische Urkunden, durch unwiderlegliche Geständnisse bereits bewiesen war, läßt Dr. Bataille im Diable an unsern Augen in einer Reihe lebendiger Bilder vorüberziehen. Die Zahl der Überzeugten nimmt mit jedem Tage zu.“ „Sicher ist — heißt es in einem andern französischen Blatte —, daß der Diable von hervorragenden Geistlichen gutgeheißen und empfohlen wird.“ Viele andre katholische Organe waren derselben Meinung, und der Chorherr Mustel konnte schreiben: „Seine (des Dr. Bataille) Enthüllungen über den Satanskult und die Werke Satans unsrer Zeit in den verschiedenen Teilen der Welt sind zwar furchtbar, aber durchaus wahr.“

Da das Taxil-Hacks'sche Geschäft blühte, warb Taxil einen neuen Mitarbeiter in der Person des Italieners Margiotta an. Als dessen Hauptwerk erschien 1894 unter Taxils Leitung: „Adriano Lemmi, Oberhaupt der Freimaurer,“ das auch ins Deutsche übersetzt wurde. Darnach war Pike, der Papst

der Freimaurer, im Jahre 1891 gestorben, und sein Nachfolger Mackey erhielt in Lemmi durch Wahl im Palast Borgheze zu Rom einen Gegenpapst, dem sich dann Mackey unterwarf. Dieser gefälschte Freimaurerpapst wurde nun auf Grund gefälschter Dokumente dem Publikum als gerichtlich bestrafter Dieb denunziert. Er habe dann in dem neuen Freimaurertempel, dem Palast Borgheze, einen förmlichen Satansdienst eingerichtet mit Satanshymnen und allen möglichen Entweihungen der christlichen, d. h. der katholischen Heiligtümer und Gebräuche, mit satanischem Ave und Salve, mit obscönen Orgien usw. Alles dies wurde im Namen des vom Papst erlassenen Aufrufs gegen die Freimaurer erzählt. Und wieder fanden diese Enthüllungen den größten Anklang, wieder wurden sie nicht nur geglaubt, sondern von der Presse gepriesen, vom Bischof Java von Grenoble, von den Bischöfen von Annecy, Pamiers, Montauban, Dran, Tarentesia, dem Erzbischof von Niz und dem Patriarchen von Jerusalem gelobt. Der in Feldkirch erscheinende „Pelikan“ erklärte, er halte den Teufelskult der Loge für wahr, weil die gecheitesten Leute daran glaubten, so der Papst, der Kardinal Parochi, der Bischof Java, der „berühmte Kenner der Freimaurer,“ und das aus lauter Gelehrten unter dem Präsidenten de Rive in Paris bestehende Komitee zur Enthüllung der Freimaurerei.

Eine hervorragende Figur in den Mystifikationen Taxils ist die nordamerikanische Miß Diana Vaughan. Sie stammt von Thomas, einem Buhlen des Teufels, ab und hat daher Satansblut in ihren Adern. Von ihren Vorfahren werden in den Schriften Taxils die phantastischsten Dinge erzählt, wobei sowohl Lucifer als Venus-Astarte, Socinus und die Rosenkreuzer wunderbare Thaten verrichtet haben sollen. Sie wurde ganz luciferisch erzogen, machte dann eine wunderreiche Befreiung von Maleath, dem Engel Rafael der Christen, durch, von dem sie besessen war, und erhielt 1884 die Würde eines Meisters der Palladisten. In einer Sitzung dieser Loge erschien Asmodeus, der vierzehn Millionen Geister kommandirt. Er legte vor das Baphomet (Satanssymbol) einen Löwenschwanz, den er dem Engel Markus abgeschnitten hatte. Dieser Löwenschwanz spazierte durch die Luft, legte sich der Miß um den Hals, gab ihr einen Kuß und verfügte sich dann wieder in seinen Koffer zurück, wo er eingeschlossen war. Am Tage der unbefleckten Empfängnis, 1884, erschien der Teufel Bitru bei dem Freimaurerpapst Pike, zu dem Miß Vaughan auf ihren Reisen gekommen war, und offenbarte, daß Astarte die Maria überwinden werde, was denn auch bald geschah, indem Maria von Astarte mit einem Dreizack durchbohrt wurde. Im Palladismus findet Miß Vaughan eine Gegnerin in der Sophie Walder, die sie nicht überwinden kann, weshalb sie sich befehrt und nun die Geheimnisse des Freimaurerordens enthüllt. Vor allem enthüllt sie, daß Sophie Walder die Urgroßmutter des Antichrists sei. Sophie Walder sei als Protestantin in Straßburg geboren und

von dem Teufel Vitru, der die Gestalt einer Amme angenommen habe, gefäugt worden. Sie wird in satanischem Geist von ihrem Pflegevater, dem protestantischen Pfarrer Phileas Walder (ihr wahrer Vater war ein Dämon) erzogen und entwickelt sich zu einer großen und fanatischen Verbreiterin des Satansreiches, von dem nun wieder die sonderbarsten Einzelheiten erzählt werden. Weiter erscheint Vitru als der eigentliche Vater der Sophie und dann auch als ihr Gatte, der in einer Logenitzung in Rom auftritt, worüber Diana Vaughan durch einen Teilnehmer an der Sitzung das Protokoll überreicht wird. Nach dem Protokoll hat Vitru in der Sitzung die Sophie Walder als Urgroßmutter des menschgewordenen Antichrists mit Angabe weiterer Einzelheiten anerkannt. Die Richtigkeit des Protokolls und der Unterschrift des Teufels Vitru wurde von katholischen Geistlichen mit größtem Eifer verteidigt.

Neben diesen Abenteuern betrieb Taxil in Prosa und Versen die Verherrlichung der Jungfrau von Orleans, die seine und der Miß Vaughan Bekehrung herbeigeführt habe. Er hatte sich vorgenommen, ihre Heiligsprechung durch den Papst durchzusetzen, obwohl Johanna bekanntlich von einem katholischen Bischof wegen Verkehrs mit dem Teufel zum Feuertode verurteilt worden ist. Miß Vaughan beschenkt die katholische Welt mit einer Menge von Schriften, darunter ihren 768 Seiten starken Memoiren, die alle jenen nicht bloß antikatolischen, sondern antichristlichen Geist atmen und trotzdem in der katholischen Welt Glauben und Verehrung bis hinauf zum Stuhle Petri fanden. Die fingirte Verfasserin stand in fortdauernder Korrespondenz mit zahlreichen katholischen Geistlichen und Bischöfen und erhielt von Leuten wie dem Kardinalvikar Parochi in Rom unterm 16. Dezember 1895 ermutigende und ehrende Schreiben, ja vom Papste Leo XIII. selbst den Dank für ihr Thun und den päpstlichen besondern Segen. Parochi erklärt, ihre Memoiren seien von brennendem Interesse. Der Generalsekretär des Papstes, Verrochi, versichert ihr im Auftrage des Papstes in einem Schreiben vom 27. Mai 1896, daß Se. Heiligkeit mit großem Vergnügen die „Eucharistische“ Novene gelesen habe — eine der persiflirenden Schriften der angeblichen Miß. Am 11. Juli 1896 fordert Signore Sardi, Privatsekretär Leos, die Miß in warmen Worten schriftlich zu weitem Enthüllungen über die gottlose Sekte der Freimaurer auf, empfiehlt sich ihren Gebeten und versichert sie seiner Hochachtung. Bald darauf ergoß sich die *Civiltà Cattolica*, das Hauptorgan der Jesuiten, in Lobpreisungen der Enthüllungen Taxils und seiner Genossen: sie hätten „Ströme von Licht über die luciferische Freimaurerei verbreitet, seien unerschöpflich in ihren kostbaren Veröffentlichungen, die hinsichtlich der Genauigkeit und Nützlichkeit nicht ihresgleichen haben.“

Nachdem der Feldzug gegen die Freimaurer mit diesen Führern und Waffen zwölf Jahre lang gedauert hatte, glaubte man in Rom offen gegen den verhassten Orden vorgehen und ihn mit einem Keulenschlage niederwerfen

zu können. Es wurde ein Kongreß gegen den Orden nach Trient berufen, wo vor 350 Jahren der große Kampf gegen die Reformation gefeiert worden war, und wo man nun die ungenügend durchgeführte Gegenreformation durch einen ergänzenden und überraschenden Ansturm zu vollenden hoffte. 22 Kardinäle, 23 Erzbischöfe und 116 Bischöfe feuerten durch Schreiben den Kongreß, der am 26. September 1896 zusammentrat, zu kräftigem Vorgehen gegen den Orden an. Leo XIII. schickte seinen Segen und verlangte, es solle nun dem Orden die Maske schonungslos vom Gesicht gerissen werden. Was der Papst in einem Breve kundgethan hatte, das rief Fürst Karl zu Löwenstein, Generalkommissar der dreihundvierzigsten Generalversammlung der Katholiken Deutschlands, in einem Schreiben vom 18. September 1896 allen Katholiken Deutschlands zu. Sie sollten Beiträge schicken oder persönlich an dem Kongresse teilnehmen, der über die lichtscheue Sekte Licht bringen würde. Die Vertreter des Antifreimaurerbundes, den Taxil gegründet hatte, wurden vom Papst schon vor dem Kongreß empfangen. Ein Aufruf des Zentralkomitees dieses Bundes rief die Katholiken nach Trient, um den „neuen Kreuzzug des unsterblichen Leo XIII.“ zu beginnen; eine Fülle glänzender Namen stand unter dem Aufruf. Bischof Lazzaruchi, päpstlicher Vertreter in diesem Komitee, schrieb für das französische und italienische herausgegebene Blatt „Der neue Kreuzzug“ einen Artikel, worin er die Werke Taxils, Margiottas und der Miß Vaughan empfahl.

Vom 26. bis 29. September tagte der Kongreß. In den Memoiren ist von 800 Mitgliedern die Rede, in den katholischen Organen Deutschlands von 1500. 36 Bischöfe, die Vertreter von andern 50 Bischöfen waren erschienen, unter ihnen der römische Patriarch von Konstantinopel mit goldner Krone auf dem Haupte; 61 Zeitungen hatten ihre Berichterstatte hingefandt, Tausende von Laien waren herbeigeströmt — eine glänzende Versammlung. Und der Held dieser Versammlung war — Leo Taxil!

Der Mann hatte sein Ziel erreicht. Zwölf Jahre lang hatte er den durch die Enchirika des Papstes vom Jahre 1884 neu entfachten Verfolgungsseifer mit immer kühnern Erfindungen geschürt, den Aberglauben der katholischen Eiferer mit den unsinnigsten Lügen genährt; aber der Glaube an ihn und die nur in seiner Phantasie existierende Miß Vaughan verbreitete sich zugleich mit dem Aberglauben, der Leichtgläubigkeit, auf die er baute. Der Papst selbst hatte ihn im Jahre 1887 empfangen und ihn für einen sehr nützlichen Streiter des Glaubens erklärt. Ein Domherr aus Freiburg in der Schweiz hatte ihn, wie Taxil später erzählte, einen Heiligen genannt. Jetzt hing in Trient sein Bildnis in der That zwischen Heiligenbildern, alles jauchzte ihm zu, und als er auf dem Kongreß das Rednerpult bestieg, wurde er von Franzosen und Italienern mit stürmischen Ehrungen empfangen. Er selbst wies den Beifall zurück mit der Bemerkung, man dürfe dem bekehrten Freimaurer bis zum letzten Augenblick des Lebens nicht trauen, und das gelte auch für ihn. Das war

eine Kühnheit, die an den bei großen Verbrechern oft bemerkten unwiderstehlichen Drang erinnert, freiwillig die Gefahr der Entlarbung bis an die äußerste Grenze herauszufordern. Aber er kannte seine Leute, setzte seine Anträge durch und konnte die Verteidigung der von einem Deutschen angezweifelte Miß Vaughan ruhig ihren italienischen und französischen Verehrern überlassen. In der Sitzung vom 28. September verlas der Kardinal Haller von Salzburg vor 1500 Getreuen einen von Rom eingegangnen Segen des Papstes, und als im weitem Verlaufe der Name Taxil genannt wurde, erschollen laute Beifallsrufe, die Taxil mit dankender Verneigung entgegennahm.

Am 29. September fand eine große Sitzung statt, die der Miß Vaughan gewidmet war. Zur Ehre des deutschen Namens scheint in Deutschland der Zweifel an der Echtheit der Dame und an Taxil nie ganz geschlummert zu haben. Jetzt waren es vor allen Deutsche, wie der Pater Gruber und Dr. Baumgarten, die offen gegen Taxil und seine Lügen auftraten; aber Taxil wies das Verlangen nach Aufklärung mit neuen Lügengeschossen und der Warnung zurück, der Aufenthalt der Miß Vaughan dürfe nicht kundgegeben werden, weil der Dösch der Freimaurer auf sie lauwere. Auf Taxils Antrag wurde die Vaughanfrage einer Kommission übergeben. Der Kongreß erklärte es für zweifellos, daß die Freimaurerei in moralischen und intellektuellen Beziehungen zum Satanismus stehe, daß sie die Gottheit Lucifers anerkenne, und daß sie sich mit der schwarzen Kunst befaße — wie Taxil es stets gelehrt hatte. Der Kongreß sprach sich in der vierten Sitzung mit Enthusiasmus für die Miß und für Taxil aus. Einstimmig nahmen die Teilnehmer folgenden Beschluß an: „Der Kongreß verlangt, daß die katholischen Frauen den heiligen Stuhl besonders und dringend ersuchen, die Seligsprechung der Johanna d'Arc, dieser heiligen Heldin, zu beschleunigen, deren Einfluß bei den Belehrungen der Freimaurer so groß gewesen ist.“ Gerade das hatte sich Taxil zur Aufgabe gestellt, und er hatte auch ein Buch über Johanna in diesem Sinne veröffentlicht. Die zur Untersuchung der Vaughanfrage ernannte Kommission erklärte, vom Papste selbst dazu veranlaßt, keine Beweise für oder gegen das Dasein der Vaughan und gegen die Echtheit ihrer Schriften gefunden zu haben. Alle von deutscher Seite (voran nun Pater Gruber) in unsrer katholischen Presse laut werdenden Warnungen vor „einer heillosen Fälschergesellschaft“ („Westfälisches Volksblatt“ vom 31. Oktober 1896) hatten wenig Wirkung auf den blinden Eifer der Welschen. Noch am 7. Januar 1897 schrieb der Bischof von Grenoble: „Miß Diana lebt, schreibt, hat ihre erste Kommunion gemacht, und die Katholiken sind durch Nathan, Findel usw. mystifiziert worden.“ Der Bischof stand in eifriger Korrespondenz mit Diana und schrieb ihr noch im November 1896 eingehend über das Unheil, das die Freimaurer jetzt eben über die Welt brächten, wie sie Italien beherrschten, Frankreich unterjochten, Spanien in den verderblichen Kampf auf Kuba und den Philippinen gestürzt

hätten. Von verschiedenen Mitgliedern des Kongresses kamen bald darnach Zeugnisse über die wirkliche Existenz Dianas zum Vorschein. Wo Zweifel an ihr und den unter ihrem Namen erschienenen Büchern auftauchten, wird über den Glaubensmangel der Katholiken geklagt, die sich durch die bösen Freimaurer von der Wahrheit abwenden ließen. Monsignore Villard, Sekretär des Kardinals Parochi, ermunterte noch am 15. Oktober 1896 in einem Schreiben Diana zur Fortsetzung ihres Kampfes gegen den Satanskult. Großes Aufsehen hatten die im Jahre 1896 im Verlage des „Pelikan“ zu Feldkirch erschienenen „Geheimnisse der Hölle“ gemacht, worin die Fabeleien und Tollheiten der Taxil-Margiottaschen Werkstube den deutschen Katholiken vorgesetzt wurden, und worin von den Teufelsanbetern in Berlin, Magdeburg usw. erzählt wurde. Der weit verbreitete „Pelikan“ schwang die Fahne Taxils hoch — wir gestehen es zu unsrer, der Deutschen, Schande — und verbreitete eifrig die vermeintlichen Waffen gegen Freimaurerei und Protestantismus. Der Redakteur des „Pelikan“ hatte in den „Geheimnissen der Hölle“ sogar die photographirte, „ganz merkwürdige Unterschrift des Teufels“ sowie des Teufelspapstes Lemmi und der höchsten Logenhäupter bewundert und für sein Wirken die Anerkennung und den Segen des Papstes erhalten.

Zu Anfang 1897 verkündigte Diana nach schriftlicher Beratung mit Bischof Java von Grenoble und dem Chorherrn Mustel ihr erstes Erscheinen in der Öffentlichkeit auf Ostermontag den 19. April 1897 zu Paris im Saale der Geographischen Gesellschaft, wobei sie zuerst Leo Taxil das Wort geben werde. An diesem Abend war der Saal natürlich ganz gefüllt. Taxil trat ein, schwarz gekleidet, Alken unter dem Arm und setzte sich an einen für ihn hergerichteten Tisch. Die Menge hatte vor dem Eintritt Stöcke und Schirme ablegen müssen. Und nun erklärte Taxil kaltblütig, er habe seit zwölf Jahren den Papst, die Freimaurer und die Katholiken genarrt. Weder existire Diana Vaughan noch der Palladismus oder Teufelskult. Er rief der Versammlung zu: „Meine hochwürdigen Väter, ich danke aufrichtig meinen Kollegen von der katholischen Presse und unsern Herren Bischöfen dafür, daß sie mir so treulich geholfen haben, meine schönste Mystifikation zu organisiren, die meine Laufbahn krönen wird.“ Es läßt sich denken, welche Erregung dieser Rede folgte. Wir haben in deutschen Zeitungen jener Tage lesen können, wie Taxil nur mit Mühe aus der Versammlung heil fortgebracht worden ist.

Es war, wie die Kölnische Volkszeitung nun meinte, allerdings „eine fürchterliche Lektion, die der große Pariser Gauner denjenigen erteilt hat, die sich nicht wollten warnen lassen.“ Aber wer waren diese Glaubenseiferer? Es waren nicht bloß die Massen derer, die man durch Jahrhunderte gewöhnt hatte zu glauben was auch immer der Priester für göttlichen Willen ausgab, sondern es waren die Priester selbst und die Herren der römischen Kirche bis hinauf zum heiligen Stuhle. „Ich ging nach Rom, sagte Taxil, wo mich

die Kardinäle sehr herzlich empfangen. Der Kardinal Rampolla erklärte mir, daß meine Enthüllungen nur das bestätigten, was er, der Kardinal, bereits aus Dokumenten gewußt, die ihm zur Verfügung stünden. Leo XIII., welcher alle meine Schriften in seiner Bibliothek hat, begehrte mich zu sehn. Ich wußte, wie schwierig die Komödie sein würde, die ich vor dem Papste zu spielen hätte. Ich studirte mir einen ganzen Tag lang meine Rolle ein. Der Papst sandte der Vaughan zweimal seinen Segen. Dennoch hätte Rom den Schwindel durchschauen müssen.“ Und in der That muß man annehmen, daß Rom den Schwindel durchschaute, aber zugleich billigte. „Als der Bischof von Charleston den Papst auf den Schwindel aufmerksam machte, befahl man ihm zu schweigen. Dieselbe Folge hatte eine Vorstellung des apostolischen Vikars von Gibraltar, der feierlich versicherte, der Felsen von Gibraltar sei nicht (wie Taxil durch Diana Vaughan hatte enthüllen lassen) unterhöhlt, und es gebe dort keine geheimen Grotten für den freimaurerischen Teufelsdienst.“ So erzählte Taxil in jener Versammlung und las die Briefe der Kardinäle und Hausprälaten des Papstes an Diana Vaughan vor.

Nun wahrlich, wenn Taxil ein Erfinder, ein Schwindler ist, was waren dann die römisch-jesuitischen Begünstiger und Verbreiter der Erfindungen, die sie selbst für Schwindeleien hielten? Denn auch ohne den Bischof von Charleston und den Vikar von Gibraltar wird jedermann annehmen, daß man in Rom jene Lügen nicht für Wahrheit hat nehmen können. Taxil vertraute fest auf den blinden Aberglauben in der Masse des katholischen Volkes — und in Rom that man genau dasselbe. Wer von beiden war es, der die größere Schuld auf sich lud? War es der journalistische Abenteurer ohne Namen und Stellung, oder waren es die verantwortlichen Leiter der römischen Kirche? Mit Lump und Strolch und allen erdenklichen Verwünschungen fiel man über Taxil her, als er gestand, mit dem Aberglauben der Katholiken seinen Spott getrieben zu haben: welche Benennungen gebühren denn den Vielen in ganz anders verantwortlicher Stellung, die mit Freuden ihm in seinem Werke beistanden? Wenn Taxil nicht selbst das Geheimnis seiner ungeheuern Propaganda für den finsternen Aberglauben zerstört hätte — das jesuitisch-tyrannisch geleitete Rom wäre nicht dazu bereit gewesen, sondern hätte mit Befriedigung das Gift weiter wirken lassen und zur Stärkung seiner Herrschaft ausgenutzt. Ja, man hat trotz der in Paris von Taxil selbst in der Versammlung am Ostermontage 1897 abgelegten Bekenntnisse seines Betruges, seiner zwölfjährigen Irreführung der katholischen Welt, noch immer die Stirn, an seinen Schwindeleien festzuhalten. Der „Pelikan“ bleibt dabei, Geld zu sammeln für ein Kloster in Schwyz zur Sühne des freimaurerischen Teufeldienstes. Ein vom Papst gebilligtes Handbuch des Bundes der Antifreimaurer, das sich auf die Werke Taxils stützt, wird weiter verbreitet. Herr Majunke hat — so lesen wir — eine Schrift in demselben Geiste veröffentlicht. Herr Majunke hat sich

sogar in der fünfzehnten Auflage seiner „Geschichtslügen“ neuerdings unter Berufung auf die Werke Tagils zu dessen Enthüllungen bekannt, indem er an dem Satanskult der Freimaurer festhält. Der Jesuit Bischof Meurin hat ein Buch geschrieben mit dem Titel *La Francmaçonnerie, synagogue de Satan*. Der Papst hat in einem Breve vom 30. Juni 1897, also nach der Selbstentlarvung Tagils, die Antifreimaurer Spaniens zur Fortsetzung des Kampfes ermuntert (vgl. Baseler Nachrichten vom 9. Januar 1898).

Ist nicht der Aberglaube stets die Waffe Roms in seinen schlimmen Tagen gewesen? War es nicht die gangbarste päpstliche Münze, auf deren Avers stand „Glaube“ und auf deren Revers „Aberglaube“? Was hat denn Tagil andres gethan, als diese Münze vollwichtig geprägt und verbreitet? Und es war nicht Falschmünzerei, denn die Kirche billigte und leitete die Verbreitung. Konnte der Priester und der einfache Laie zweifeln, wo der unfehlbare Papst segnete? Konnte der Kaplan Aberglauben sagen, wo die Häupter der Kirche Glauben sagten? Zwar es hat nicht an Zweiflern auch im Klerus gefehlt, und wir freuen uns, daß vor allem in Deutschland der Widerspruch gegen die Propaganda des Aberglaubens zuerst hervortrat, und daß sich schon in Trient der Gegensatz zum Romanismus kund that. Aber in einer Zeit, wo die römische Kirche wieder so fest als nur irgend jemals in den Händen der Jesuiten liegt, war es kaum wunderbar, daß fast alles innerhalb der Kirche der „kolossalsten Mystifikation der neuen Zeit“ erlag, wie Tagil sein Werk nannte. Denn wonach haben die Jesuiten zu allen Zeiten eifriger gestrebt, als nach Knechtung der menschlichen Vernunft? Wo herrschten sie besser, als wo Verdummung des Volks und Aberglauben die Grundlagen ihrer Macht waren? Welcher Unsinn wäre zu groß, um etwa heute in Spanien nicht Glauben zu finden, wenn die Väter der Gesellschaft Jesu es für nützlich erachteten, ihn zu lehren, in diesem spanischen Volke, das sie in Jahrhunderten zu dem gemacht haben, was es heute ist, den entnerbten Nachkommen eines großen Geschlechts?

Wir sind keine Spanier — wird mancher Deutsche vielleicht sagen. „Die deutschen Katholiken, hat der Führer des Zentrums, Dr. Lieber, gesagt, sind nach der Ansicht der nichtdeutschen Katholiken im ganzen Laufe der Geschichte niemals vollgiltige Katholiken gewesen und gar nicht imstande, es überhaupt ihrer ganzen Natur- und Volksveranlagung nach zu sein.“ Und vielleicht darauf vertrauend hat Dr. Lieber, hat der deutsche Katholizismus zweimal im Reichstage den Beschluß durchgesetzt, die Jesuiten wieder ins Land zu rufen. Man meint wohl, der Beschluß habe nichts zu sagen, weil jedermann wisse, daß der Bundesrat ihn verwerfen werde. Aber wir müssen annehmen, daß wenigstens das Zentrum den Beschluß ernst meint. Ist es wohl weise, ein solches Selbstvertrauen zu nähren? Hat der „Pelikan“ und seine „Geheimnisse der Hölle,“ haben nicht noch andre Vorkommnisse gezeigt, was auch wir Deutschen an unsinnigem Aberglauben hinunter zu schlingen vermögen, wenn

eine kundige Hand das Mittel bereitete, und rücksichtsloser Jesuitismus uns den betäubenden Trank darreichte? Denn „was ist Wahrheit?“ Dürfen wir so fest darauf rechnen, daß sich bei uns die Vernunft nicht knechten lasse? Wir haben es bei unsern Nachbarn erlebt und waren nicht gar fern davon, es auch bei uns zu erleben, daß die Vernunft auf den Thron der Gottheit gesetzt wurde. Aber war denn damit die Wahrheit auf den Thron gesetzt? Wurden hier nicht vielmehr derselbe Aberglaube, dieselbe zerstörende Thorheit heilig gesprochen, die von kirchlich-religiösem Eifer zu allen Zeiten für Wahrheit ausgegeben worden sind? Der blinde Eifer der Vernunft und der blinde Eifer des Glaubens, sie zeugen denselben Aberglauben, sie haben gleich wenig die Wahrheit zur Frucht, und eine Versammlung zu Ehren der „göttlichen Vernunft“ hat nicht viel voraus vor einem Kongreß zu Ehren des göttlichen Aberglaubens. Das Fest des höchsten Wesens aber fand vor mehr denn hundert Jahren, der Kongreß von Trient vor einem Jahre statt.

Glaubt man denn, daß unser Volk seit hundert Jahren allem Fanatismus nach der einen oder der andern Seite hin ganz entwachsen sei? Daß wir aufgeklärten Deutschen weder den nihilistischen noch den jesuitischen Aberglauben zu fürchten hätten? Oder meint man, die Jesuiten hätten sich geändert? In einer von einundzwanzig Prälaten des Vatikans herausgegebenen Zeitschrift hieß es noch im Jahre 1895: „O seid gesegnet, ihr flammenden Scheiterhaufen, durch die einige wenige und dazu ganz verschmigte Subjekte beseitigt, jedesmal aber hundert und aber hundert Seelen aus den Schläunden der Irrlehre und vielleicht auch der ewigen Verdammnis gerettet worden sind. . . . Fern sei es, daß wir jemals nach schwächlichen Gründlein zur Verteidigung der heiligen Inquisition gegen keizerische Schlechtigkeit suchten. . . . Der wohlthätigen Wachsamkeit der heiligen Inquisition ist der religiöse Friede sowie auch die Glaubensfestigkeit zu danken, die den Adel der spanischen Nation ausmachen.“

Das ist jesuitisches Glaubensbekenntnis, das ist die Nation jesuitischer Schule und Erziehung; das ist die Kirche, der unfehlbare Papst, vor dem wir uns noch vor zwei Jahrzehnten gebeugt haben, weil wir Deutschen nicht Kraft und Selbstgefühl genug hatten, katholisch zu sein trotz Rom! Wir beugten den Nacken, und alsbald erscholl von Rom her der Kriegsruf in jenem Rundschreiben vom Jahre 1884. Denn wenn scheinbar auch gegen die Freimaurer der Kampf begonnen wurde, so war doch der eigentliche Gegner der Protestantismus und der gesamte deutsche noch nicht völlig dem römischen Stuhl unterworfenen Volksgeist. Und so sollte auch der große Kongreß von Trient der erste Sieg sein über die noch nicht gänzlich gebrochenen Kräfte des Widerstandes gegen jesuitisch-päpstlichen Absolutismus.

Das jesuitische Rom hat diesmal einen würdigen Gegner gefunden: es unterlag, vielleicht zum erstenmal, seit es einen Papst giebt, gegen die eignen alten Waffen des Aberglaubens, unterlag gegen einen Mann, der diese Waffen

meisterlich zu führen wußte. Aber hat jemals eine Niederlage die Ziele der Jesuiten verschoben? Solange das katholisch-jesuitische Rom mit solchen Waffen kämpft, wie wir sie hier entblößt sahen, solange dort Aberglaube in der rohesten Form und Inquisition und Scheiterhaufen so hoch in Ansehen stehen wie gegenwärtig, solange können wir sicher sein, daß Rom jede Gelegenheit und jedes Mittel benutzen wird, um auch bei uns die „Glaubensfestigkeit“ herzurichten, die „den Adel der spanischen Nation ausmacht.“ Wenn man uns dort niemals im Laufe der Geschichte für vollgiltige Katholiken anerkannt hat, so wäre es endlich Zeit, daß auch wir, diese Stellung anerkennend, versuchten, katholisch zu sein ohne ultramontan zu sein, daß wir uns von einer Unfehlbarkeit abwenden, die unserm Denken und unserm Charakter widerspricht.

E. von der Brüggen



Die Bibel



aß die Bibel das verbreitetste Buch ist, spricht an sich noch nicht für sie. Wenn es in den mohammedanischen Ländern so viel Druckereien gäbe wie bei uns, so würde der Koran, der ganz gewiß kein besonders gutes Buch ist, vielleicht noch verbreiteter sein. Die schlechten Bücher erfreuen sich bekanntlich einer weit größern Verbreitung als die guten. Wenn ein gutes Buch längere Zeit viele starke Auflagen erlebt, so hat es das gewöhnlich dem Umstande zu danken, daß sich eine einflußreiche Behörde, Körperschaft, Partei oder Clique seiner annimmt. Zuweilen bringen die Beherrscher des litterarischen Geschmacks ein Buch oder einen Schriftsteller oder gleich eine ganze Gruppe von Schriftstellern in die Mode. So wurden bis vor einigen Jahrzehnten dem Knaben gewisse Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts von allen Autoritäten als „die deutschen Klassiker“ angepriesen. Er fühlte sich dadurch verpflichtet, die Universitätsbibliothek der deutschen Klassiker in der Duodeztausgabe anzuschaffen, und wenn ihm das Geld reichte, kaufte er sich außerdem eine billige Ausgabe der fünf, die man ihm als die größten nannte, oder wenigstens der zwei allergrößten unter den größten. Heute werden nur noch diese zwei, und außer ihnen allenfalls Lessing gekauft. Aber auch gelesen? Nicht einmal nachgeschlagen, wie die Korrekturen beweisen, die sich der Kladderadatsch allsonntäglich an den Goethezitate der Tante Boß vorzunehmen genötigt sieht; einige Sentenzen gehen von Mund zu Mund und von Käseblatt zu Käseblatt, wobei sie natürlich verhunzt werden, und außerdem werden einige Stücke der Klassiker in den Schulen gelesen, hie und da auch noch in einem Theater aufgeführt; das ist das Ende der einhundertjährigen Herrlichkeit. Also die Verbreitung an sich beweist nichts, und die englische Bibelgesellschaft am allerwenigsten. Ein englisches Blatt verrät, daß man bei der Aussicht auf die Erschließung Chinas